

Die 25 Jahre seit dem Erscheinen der ersten Nummer der Zeitschrift „Heiliger Dienst“ müssen im Lichte der heilsgeschichtlich so bedeutsamen liturgischen Erneuerung oder, wie man im Anfang sagte, Bewegung im deutschen Sprachgebiet gesehen werden. In Deutschland waren Abt Ildefons Herwegen von Maria Laach und Romano Guardini, in Österreich der meist nicht genannte P. Wilhelm Schmidt SVD und der Klosterneuburger Chorherr Pius Parsch die Anreger und Beweger. Der Laacher Mönch Odo Casel erarbeitete aus seinem immensen Wissen um die antike und frühchristliche Welt in jahrzehntelanger Arbeit in der Abtei Herstelle an der Weser die sogenannte „Mysterientheologie“, die auf dem II. Vatikanischen Konzil in ihren Grundzügen so selbstverständlich angenommen wurde. Während im Denken des Abtes Ildefons Herwegen in den ersten Jahren, die mitzuerleben ich das Glück hatte, die Idee der Verklärung zur Erklärung der Liturgie dominierte, und er in ihr das Gesamtkunstwerk im Sinne Richard Wagners, natürlich auf einer viel höheren Ebene, verwirklicht sah, erblickte P. Odo Casel das Heilsgeschehen im Gedächtnis des Leidens und der Auferstehung des Herrn vergegenwärtigt, symbolisiert und immer wieder aufs neue verwirklicht. Diese Lehre ist von den Theologen angenommen und ergänzt, kritisiert und modifiziert worden. Ihre Grundinhalte sind über alle Kontroversen hinaus stehengeblieben und, was mehr ist, zu einem faktischen Bestandteil kirchlicher Erneuerung im Leben der Gläubigen geworden. Dies im Einzelnen auszuführen, ist hier nicht der Ort. Aber die eine Tatsache sei erwähnt, daß mit ihnen der Glaube an unsere Gliedschaft im mystischen Leibe Christi als eine die Kirche durchwirkende sakramentale Realität, wie sie bei den Vätern, nicht zuletzt bei Augustinus in seinen meisterhaften Erklärungen der Psalmen, immer wieder herausgestellt wird, neu in das Bewußtsein unserer Zeit gehoben worden ist. Was wir damals in Maria Laach an Unverständnis, Verkennung, Denunzierung erlebt haben, ist gottlob heute vergessen. Aber es sollte nicht vergessen werden, daß liturgische Neuerungen – in dem Ausdruck liegt schon die Kritik an ihnen –, wie sie mancherorts heute in überquellender Subjektivität erscheinen, aus dem Nichtwissen und Nichtbeachten dieser Grundtatsache allen kirchlichen Lebens kommen. Ohne diese bis an die Wurzeln der sichtbaren Existenz der Kirche reichende Erkenntnis bei den Gläubigen läßt sich eine Erneuerung, wie ich sie in meinem Beitrag „Innovatio: Erneuerung der Liturgie“ (Hl. Dienst 4/1966, 130–133) umschrieben habe, nicht ermöglichen.

P. Adalbero Raffelsberger, der Begründer des Liturgischen Instituts Salzburg und erste Schriftleiter der Zeitschrift „Heiliger Dienst“, der 1930 seine Studien an der Theologischen Fakultät Salzburg begann, ließ sich schon als Student von dem starken liturgischen Leben beeinflussen, das während seiner Studienjahre vornehmlich durch die Benediktinerprofessoren Daniel Feuling, Alois Mager, Albert Auer, Virgil Redlich, Erhard Drinkwelder, durch die Spirituale des Kollegs St. Benedikt Benedikt Bauer und Urbanus Bomm, ferner durch den Professor und Spiritual am Priesterseminar Josef Dillersberger seine Impulse empfang. Die große Zeit für ihn kam allerdings erst nach dem zweiten Weltkrieg. Noch in meinem Exil in den Vereinigten Staaten erfuhr ich von seinen Initiativen. Von Oktober 1947 an konnte ich in Mitarbeit mit ihm mich von seinem rastlosen Wirken überzeugen. Friedrich Abendroth hat in seinem Beitrag in der „Furche“ vom 22. Februar 1952 „Um die Herzmitte des Glaubens“ (zitiert in meinem Beitrag „Zum Gedächtnis an R. P. Adalbero Raffelsberger OSB“, Hl. Dienst 1952, S. 113–117) über die Anfänge berichtet: „Die Atmosphäre, in der dort gearbeitet wird, ist von der Nüchternheit und Klarheit, die auf allen Seiten der benediktinischen Regula zu uns spricht. Es geht nicht um einen hektischen Aktivismus, der heute da und morgen dort vorstößt, sondern um eine stille, oft nur schrittweise vorrückende Kleinarbeit. Eine der vordringlichsten Aufgaben war es, den *Wildwuchs der For-*

*men volksliturgischer Meßfeiern einzudämmen* und durch klare, aber großzügige Bestimmungen eine *organische Entwicklung zu echten Formen* anzubahnen... Pater Adalbero Raffelsberger hat das Institut, das ein all seine Lebenskräfte verlangendes Werk darstellt, dem großen Leitgedanken unterstellt: Liturgische Erneuerung, besser, Liturgie und reguläre Seelsorge aus ihrem scheinbar bestehenden Nebeneinander zu jener großen Einheit zurückzuführen, die Pfarreien und Diözesen als lebendige Familien um den geweihten und Weihenden Liturgen, Priester und Bischof, begreift. Die Zeichen unserer Zeit deuten nicht nur auf dieses Ziel hin, man kann fast sagen, daß die Forderungen dringender als vielleicht je zuvor sind.“ Ich selbst habe in dem oben zitierten Artikel hinzugefügt: „Seit dem 3. Oktober 1939 hat P. Adalbero in den sogenannten Dienstagsvorträgen einer beständig wachsenden liturgischen Gemeinschaft bei St. Peter Einführungen in die Liturgie gegeben. Von 1941 an hat er täglich die lateinisch rezitierte Gemeinschaftsmesse entweder selbst gefeiert oder feiern lassen. Oft und oft hat er im sonntäglichen Hochamt in St. Peter die Homilie gehalten, ... Ihm danken wir auch die erhöhte Teilnahme der Gläubigen am Heiligen Opfer durch den Wechselgesang mit dem Mönchschor und dem zum Volke hingewendeten Altar in St. Peter, zu dem die Salzburger Hochschulwochen 1931 mit ihrer nie mehr erreichten Einheit von liturgischer Feier und wissenschaftlicher Arbeit erstmalig angeregt hatten.“

Rückblickend stellt sich uns die Frage: Was ist aus diesen Bestrebungen in Ausführung der Konstitution über die Liturgie nach dem II. Vatikanum geworden, nachdem nun auch der „Heilige Dienst“ zum offiziellen Organ für den gesamten deutschen Sprachraum geworden ist? Gründer sterben oder werden schon zu Lebzeiten aus irgendwelchen Gründen von ihrem Werke getrennt. Was nicht sterben sollte, ist der Geist, in dem das Werk im Vertrauen auf den Heiligen Geist begonnen wurde, wenn auch die berufenen Träger unter veränderten Bedingungen und neuen Gesichtspunkten das Werk fortsetzen müssen. P. Raffelsberger ging es um drei Dinge:

1. Um das Wesen des liturgischen Lebens. Das Wesen wird sichtbar in Opfer und Opfermahl, das ohne das Opfer selbst nicht denkbar ist. Zu Opfer und Opfermahl gehören aber auch die lateinischen Texte, die die lateinische Tradition der Kirche enthalten. Auf die gewachsene Sakralität der lateinischen Sprache wie auf die Unzulänglichkeit der Übersetzungen ins Deutsche möchte ich hier nur ganz kurz hinweisen. Fast an jedem Sonntag, an dem ich für das gottlob lateinische Hochamt bei den Benediktinerinnen auf dem Nonnberg die Homilie vorbereite, muß ich leider feststellen, daß der reiche und bedeutsame Heilsinhalt der Lesungen, der in den drei heiligen Sprachen des Hebräischen, Griechischen, Lateinischen enthalten ist, unzureichend wiedergegeben wird. Leider sind auch manche Texte im Missale Novum, bei allem Reichtum an neuem liturgischem Gut, ehrwürdige Texte aus der ältesten römischen Liturgie, willkürlich „modernisiert“ worden. Die Formgesetze beim Aufbau der Orationen und Präfationen, die einmal für die lateinische sakrale Sprache maßgeblich waren, werden nicht mehr beachtet, die Texte selber in einer Weise verändert, daß man – den alten lateinischen Text im Ohr – über den Verlust an theologischem Überlieferungsgut nur trauern kann.

2. P. Raffelsberger war es, wie den Initiatoren der liturgischen Erneuerung, um die möglichst aktive Teilnahme der Gläubigen am Heilsgeschehen der Liturgie zu tun. In dieser Teilnahme zeigt sich vor allem anderen die Mündigkeit des Christen, von der heute so viel gesprochen wird. Diese Teilnahme, zu der wir durch die Teilhabe am Priestertum Jesu Christi mittels der Taufe und Firmung nicht nur berechtigt, sondern ermächtigt, deputiert sind, wie Thomas v. Aquin sagt, geht

allem anderen Tun in der Kirche, in der Gemeinschaft der Gläubigen voraus, ausgenommen den unmittelbar geforderten Dienst der Liebe an einem leidenden Mitmenschen.

3. Ein Drittes, was P. Raffelsberger als dauernde Einrichtung in St. Peter in Salzburg einführte, war die den Gläubigen zugewandte Stellung des Priesters an einem sogenannten Volksaltar, wie wir sie schon bei der täglichen Missa recitata der Salzburger Hochschulwochen seit 1931 getätigt hatten. Ich weiß sehr wohl, daß man Gegengründe gegen diese Hinwendung zum Volke bringen und sogar aus der Geschichte der liturgischen Praxis und den noch sichtbaren Grundrissen alter christlicher Kirchen belegen kann. Man kannte die Praxis, wie sie heute noch in östlichen Kirchen Brauch ist, daß der Zelebrant außer beim Lese- und Gebetsgottesdienst dem Volke in der eigentlichen Eucharistiefeier den Rücken kehrt, aber auch die andere, daß sich der Bischof mit seinem Diakon und den in der Apsis sitzenden Presbytern bei der Eucharistiefeier dem Volke zuwandte.

Aus eigener Erfahrung möchte ich diesen in Erinnerung an den heimgegangenen Mitbruder erwähnten Punkten noch einen persönlichen Wunsch hinzufügen. Von Anfang an waren wir in Maria Laach bei der liturgischen Erneuerung unter dem großen Abt Ildefons Herwegen bemüht, die Liturgie von allem überflüssigem Gepränge, das sich im Laufe der Jahrhunderte an der wesentlichen und deshalb einfachen Form klassischer Liturgie festgesetzt hatte, zu befreien, um das Wesentliche der Liturgie stärker hervortreten zu lassen. Das besagt aber nicht, wie man es nun versucht, daß wir unsere Brüder im reformierten Bekenntnis an Puritanismus noch zu übertreffen versuchen, und zwar in der Liturgie selbst und in der Ausstattung der Kirchen, in denen sie gefeiert wird. Der splendor domus Dei, der Glanz des Hauses Gottes, darf und soll uns Christen erheben und erfreuen. So auch die Meisterwerke des Chorals und der polyphonen Musik, und die räumliche Gestaltung der Kirchen. Aus ihnen bloße Oratorien zu machen, scheint mir nicht der einzigartigen und nicht aufzugebenden Bedeutung der Liturgie angemessen zu sein. In einer Fernsehsendung hörte ich einmal einen Seelsorgsgeistlichen fordern: „Die Liturgie muß vermenschlicht werden, weil Christus Mensch geworden ist.“ Die heute so vielgepriesene Mitmenschlichkeit – ich sage lieber Brüderlichkeit – in allen Ehren. Aber mit der Menschwerdung Christi eine Vermenschlichung der Liturgie zu begründen und rechtfertigen zu wollen, geht doch wohl zu weit. Die sakramentale Bestimmung der Liturgie bleibt nach wie vor, die Menschen zu „vergöttlichen“, wie die alexandrinischen und kappadokischen Theologen sie gekennzeichnet haben, wie die griechischen und lateinischen Liturgien selbst sie verkünden. Im Exultet der Osternacht heißt es in der römischen Liturgie z. B.: „Das Irdische werde dem Himmlischen, das Menschliche dem Göttlichen verbunden“, und in einem noch älteren römischen Text vielleicht noch bezeichnender: „Das Menschliche wird mit dem Göttlichen vertauscht“, anspielend auf das „paradoxe Mysterium“, daß der Sohn Gottes „in dem, was er war, blieb, aber das, was er nicht war, an sich nahm“. Die Liturgie will nichts anderes, als den Menschen zur Teilhabe an der göttlichen Natur zu verhelfen, wodurch der Mensch selbst seine höchste Würde empfängt.